

Reiseerinnerungen an die Schweiz von zwei Zeitgenossen Shakespeares

Autor(en): **Fink, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **13 (1913-1914)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REISEERINNERUNGEN AN DIE SCHWEIZ VON ZWEI ZEITGENOSSEN SHAKESPEARES

„Da die besten und edelsten Geister am meisten darnach trachten, fremde Länder zu sehen, und da man kaum einen Menschen finden kann, der so stumpf, träge oder boshaft ist, solche zu entmutigen, die darnach dürsten, ihre Kenntnisse durch Reisen zu vertiefen, so wäre es für mich eine überflüssige und zwecklose Aufgabe, wollte ich zum Reisen besonders auffordern.“ Mit diesen Worten beginnt der eine der beiden Zeit- und Landsgenossen Shakespeares, Moryson ¹⁾, seine allgemeinen Betrachtungen über das Reisen. Wenn wir unsere vaterländische Geschichte kennen lernen, lesen wir in Professor Oechsli's Quellenbüchern Berichte deutscher, italienischer, französischer und spanischer Autoren über schweizerische Verhältnisse des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; aus England aber treffen wir eine einzige Quelle, John Bales lateinisch geschriebenes Vorwort einer Kirchengeschichte als Huldigung für vier schweizerische Reformatoren. Bei den reichen Wechselbeziehungen, die namentlich im Reformationszeitalter zwischen England und der Schweiz und speziell mit Zürich bestanden, und die Herr Professor Vetter in Zürich so trefflich beleuchtet hat, hätten englische Quellen zur Belebung des heimatischen Geschichtsunterrichtes wohl in ausgiebigerer Weise herangezogen werden dürfen.

Fynes Moryson und Thomas Coryat ²⁾ haben, unabhängig von einander, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ihre Reiseumemoiren, von denen ein großer Teil auf die Schweiz entfällt, aufgeschrieben. Beide sind akademisch gebildete Männer von gutem Urteil, scharfer Beobachtungsgabe und vorurteilsloser Betrachtungsweise. Moryson neigt etwas zu Pedanterie und ängstlicher Vorsicht, Coryat ist freier, weltmännischer. Fyne Morysons Reisen auf dem Kontinent fallen in die Jahre 1591—95; in den beiden nächsten Jahren besuchte er Jerusalem und Konstantinopel. Als nahezu Dreißigjähriger erhält er von seiner alma mater Cambridge die Erlaubnis, auf Reisen zu gehen. Als ein mit Geld-

¹⁾ Fynes Moryson, *An Itinerary*. London 1617. Neudruck Glasgow 1907/8.

²⁾ Thomas Coryat, *Crudities*. London 1611. Neudruck Glasgow 1905.

sachen sehr vertrauter Mann (er notiert auf seinen Reisen peinlich jeden Batzen, den er ausgibt) geht er vor seiner Orientreise mit einer Art Versicherungsbureau einen merkwürdigen Kontrakt ein: er deponiert dort 400 £; kommt er wohlbehalten von Konstantinopel und Jerusalem zurück, so zahlt ihm das Bureau 1200 £ aus; kommt er aber auf seiner Reise um, so sind die 400 £ verwirkt. Welche Unfallgesellschaft würde heutzutage auf einen solchen Kontrakt eingehen? —

Von Konstanz her kommt er mit dem Boot nach *Schaffhausen*, dessen Blüte er durch den Gewinn erklärt, den das Umladen der Schiffe hier abwirft. „Am Ufer des Stroms, zur Stadt gehörend, ist ein hübscher Anger, wo die Bürger zusammenkommen, um sich im Büchsen- und Armbrustschießen zu üben. Da ist auch eine Linde, die so viel Schatten spendet, dass sie oben eine Art Zimmer hat mit einem Bretterboden, Fenstern an den Seiten und einem Hahn. Dreht man diesen, so fällt aus verschiedenen Röhren Wasser in ein Gefäß, um Gläser zu spülen und dergleichen. Und hier pflegen die Bürger zusammen zu trinken und zu schmausen, zu welchem Zwecke sechs Tische vorhanden sind.“ In Schaffhausen wurde Moryson von Dr. Johannes Ulmer¹⁾ freundlich aufgenommen, wie wir aus einem Briefe erfahren, den er von Basel aus am 24. Mai 1592 an seinen Schaffhauser Freund richtet. Ulmer hatte Moryson den Rat gegeben, zu Fuß über Eglisau nach Zürich zu wandern. Der Engländer befolgte diesen Rat, litt aber sehr unter den ihm ungewohnten Strapazen des Fußwanderns. In Zürich verabschiedet er den Führer, den ihm Dr. Ulmer mitgegeben hatte, gibt ihm einen Gulden und fünfzehn Kreuzer, zahlt ihm alle seine Auslagen und legt sich, erschöpft von dem zehnstündigen Weg, zum Schläfe nieder. „Nach vier Stunden, siehe, da trat dieser Ehrenmann wieder in mein Zimmer, mit einem Kranz von Rosen auf dem Haupt, mit Glas und Krug in den Händen und wohl versehen mit Tranksame; ich war noch halb im Schlaf und rieb die Augen, als hätte ich eine Vision gesehen. Durch sein Zutrinken und die Aufforderung, ihm Bescheid zu tun, wurde ich aber gewahr, dass es sich um keine Vision handle. Eine geschlagene Stunde tranken wir zusammen, dann

¹⁾ Ulmers Porträt war kürzlich auf der Schaffhauser Bildnisausstellung (1500—1900) vertreten.

ging er nun wirklich weg und in seinem trunkenen Zustande konnte er nichts klügeres tun, als mir, der ich nüchtern war, die Zeche von 48 Kreuzern zur Bezahlung zu überlassen.“

Die Beschreibung der Lage und Bauart, der Mauern und Wälle der Städte ist jeweils sehr exakt und eingehend. Von den *Zürchern* sagt er: „Die Bürger haben eine Gepflogenheit, dass, wenn sie gegen den Feind ziehen, sie ihre Pfarrer vor die Front stellen oder dahin, wo sie auch der Gefahr ausgesetzt sind.“ Ein dreistündiger Ritt bringt ihn nach *Baden*. Der Engländer muss des italienischen Humanisten Poggio berühmten Brief über die Bäder von Baden aus dem Jahre 1416 gekannt haben, denn einzelne Partien seiner Schilderung sind eine direkte Übertragung von Stellen aus Poggios Brief. Es zeugt dies für Morysons Phantasie- und Temperamentlosigkeit; Coryat würde sich das nie haben zu schulden kommen lassen. Es ist erstaunlich, wie das vergnügliche Badener BADELEBEN, das der aretinische Humanist und Sekretär der päpstlichen Kurie so anschaulich schilderte, zwei Jahrhunderte lang sich intakt erhalten konnte. Sogar die strengerer Engländer neigen zu Poggios vernünftiger Ansicht: „Hier allein weise sein zu wollen, wäre die höchste Torheit gewesen.“ Dreißig Bäder sind vorhanden, dazu noch zwei außerhalb der Stadttore für die armen Leute. „Von diesen Bädern ist eines so heiß, dass es die Borsten eines Schweines wegbrüht. Manche, die keine andere Krankheit als Liebesweh haben, wie sehr sie auch körperliche Gebrechen vorschützen, kommen hierher, um geheilt zu werden und manchmal haben sie Erfolg. Weiber kommen hierher so kostbar gekleidet, als wenn sie zu einer Hochzeit kämen; denn Männer, Weiber, Mönche und Nonnen sitzen alle zusammen im selben Wasser, getrennt durch Bretter, aber doch so, dass sie gegenseitig sprechen und sich berühren können. Es ist hier eine Regel, aller Traurigkeit aus dem Wege zu gehen, noch ist irgend welche Eifersucht gestattet. Die Wasser sind so klar, dass man einen Penny auf dem Grund sehen kann; und weil Melancholie verbannt ist, ergötzen sie sich mit viel Zeitvertreib, während sie im Wasser sitzen: nämlich mit Kartenspiel, mit Aufwerfen und Auffangen von kleinen Steinen, zu welchem Zweck sie ein Tischchen haben, das auf dem Wasser schwimmt, auf dem sie manchmal auch essen.“ Dann folgen Angaben, wo-

für diese Bäder gut sind und die Mitteilung, dass sie besser für Weiber als für Männer taugen.

Weiter geht der Ritt nach *Basel*. Bei der Basler Brücke ist es interessant, Morysons Worte durch Coryats Auslassungen zu ergänzen. Moryson: „Die Holzbrücke, welche die kleine und große Stadt verbindet, ist breit genug, dass zwei Wagen zugleich hinüberfahren können.“ Coryat, sechzehn Jahre später: „Die Holzbrücke ist ein gemeines, elendes Ding, zusammengefügt aus vielen rohen Planken und unebenen Holzstücken, die ziemlich lose hängen, so dass ein Fremder, der den Weg nicht kennt, Angst hat, hinüberzureiten. Ich wunderte mich, bei einer so schönen Stadt eine solch liederliche Brücke zu sehen¹⁾.“ Petersplatz und Pfalz, die Denkmäler im Münster und im Rathaus werden von Moryson hervorgehoben.

1595 kommt Moryson von Bergamo nach *Graubünden*; trotz der Fastenzeit, die auch von englischen Reformierten beobachtet wird, bricht er beim Alpenübergang das Gebot, denn, fügt er entschuldigend bei, „alle Reisenden pflegen ihr Fasten zu brechen, wenn sie über die Alpen ziehen“. Sein Weg führt aus dem Veltlin über den Berninapass nach Chur. „Ich selbst, überdrüssig, länger auf Reisegefährten zu warten und heftig darnach verlangend, in meine Heimat zurückzukehren, überschritt ganz allein (was, wie ich glaube, wenige oder niemand je tat) die Alpen, von Bergamo nach Chur, abgesehen davon, dass ich manchmal einen Laufburschen mietete, um neben meinem Pferd her zu gehen und mir ein paar Meilen weit als Führer zu dienen. Auf dieser Reise durch Graubünden erklimmte ich manchmal (nicht ohne Entsetzen) sehr steile Partien des Gebirges, lag mit dem Gesicht auf dem Hals des Pferdes, dessen Zügel ich ihm überließ, und hielt mich mit der einen Hand an seiner Mähne und mit der andern am Sattel. Wehe mir, wenn dazumal Mähren vorbeigekommen wären, bei deren Anblick mein Pferd so wütend zu werden pflegte, dass manchmal bei engen Stellen und steilen Abstürzen in tiefe Täler ich gezwungen war, abzusteigen und zu Fuß den Zügel zu

¹⁾ Auf einer lavierten Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel (Scheibenriss des Standes Basel), mit Monogramm Tobias Stimmers und Jahrzahl 1579, erscheint die Basler Rheinbrücke wie eine Illustration zu Coryats Worten.

halten. Und doch war es manchmal so wild, dass es abseits setzte und bis zum Sattelsaum in den Schnee sank, so dass ich es kaum wieder herausbrachte.“ Gegen Chur zu hat Moryson weitere Abenteuer zu bestehen. „Aus dem Walde bei Lanzi (Lenzerheide?) hörte ich im Zwielight des Abends mehr als hundert Wölfe heulen und weil es gegen die Nacht hinging, hatte ich einen Bauernburschen engagiert, mich nach der Stadt zu führen. Dieser zitterte vor Angst und verlangte, dass ich meinen Karabiner bereit hielte, um auf sie zu schießen; denn er sagte, nichts erschrecke sie so sehr als Pulvergeruch. Ich hieß ihn hellauf sein, weil die Wölfe mit einer Beute beschäftigt schienen und die Stadt in der Nähe war. Ich versprach ihm, ich würde ihn nicht im Stiche lassen und würde ihn im Notfalle hinter mir reiten lassen. Aber die Furcht verlieh ihm Flügel, so dass er so schnell lief, wie mein Pferd traben konnte, und in kurzer Frist kamen wir nach Lanzi.“ Eine Stunde widmet Moryson der Stadt Chur und reitet weiter nach Wallenstadt. Hier und an andern Stellen klagt er sehr über die schweizerischen Längenmaße: „die Schweizermeilen sind so lang und von so unsicherem Maß, da sie ihre Reisen nach Rittstunden, nicht nach Meilen messen.“ Da Moryson in Venedig sein Geld für Frankreich nicht wechseln konnte, macht er einen Abstecher nach Genf, um das dort zu besorgen. Von Zürich aus führt ihn sein Weg über *Solothurn*. Nach den naïven etymologischen Erklärungen seiner Zeit deutet er Solothurn als „Turm der Sonne“ oder als „nur aus Türmen bestehend“. Weiter gehts über Aarberg, Morion (Murten) und Avenches, das alte Aventicum. Der fünfte Tag führt ihn nach Lausanne und *Genf*, das topographisch sehr eingehend geschildert wird.

In jener Zeit, da das Reisen noch nicht zur Mode geworden war, wurden akademische Bürger von Kollegen in fremden Städten freundlich aufgenommen und in jeder Weise gefördert. Coryat kann nicht genug rühmen, wie liebeich ihn die Zürcher Humanisten aufnahmen; Moryson hat in Genf Zutritt zu Beza. „Hier hatte ich große Befriedigung, mit dem verehrungswürdigen Vater Theodor Beza zu sprechen und zu verkehren, der von Statur etwas hoch war, korpulent und starkknochig und einen langen, dicken, schneeweißen Bart hatte. Er sah wie ein ernsthafter Senator aus und hatte ein breites, aber nicht feistes Gesicht, und allgemein

würde er durch seine gewinnende Persönlichkeit, Freundlichkeit und Ernst sogar solche, die ihn am wenigsten liebten, zur Ehrerbietung gezwungen haben. Ich ging mit ihm zur Kirche und während ich auf seine Rede horchte, geschah es, dass ich unter dem Kirchentor den Opferkasten für die Armen mit den Fingern berührte, welchen Irrtum der verehrungswürdige Mann alsbald bemerkte. Denn in Italien hatte ich die Gewohnheit angenommen, nach der Art der Papisten meine Finger zum heiligen Wasser zu tauchen, damit nicht das Unterlassen einer allgemein gebräuchlichen und so unbedeutenden Gepflogenheit mich als einen Reformierten vermuten ließe und mich in beträchtliche Gefahr brächte. Und so berührte ich gleicherweise den Armeleutkasten, da ich irrümlicherweise wähnte, es sei das Weihwasserbecken. Ich sage, er nahm alsbald meinen Irrtum wahr, fasste mich an der Hand und ermahnte mich, hinfort diese üblen Sitten, die man so schwer überwinde, zu meiden.“

Von Genf reitet Moryson nach Bern. *Luzern* hat er nicht selbst gesehen, wohl aber folgendes davon gehört: „Bei Luzern, das ich nie sah, ist ein wunderbarer See, an dessen Ufern, wie es heißt, Pilatus, als Richter gekleidet, einmal des Jahres wandelt; und wer immer ihn sieht, stirbt im selben Jahr.“ Von *Bern*, wo er das Münster und dessen Umgebung, sowie die Laubengänge bewundert, reist er über Solothurn und Basel nach Straßburg. In der Nähe von Solothurn frappiert ihn ein Denkmal, das einen Sieg der Schweizer über die Engländer feiert. Die Inschrift darauf notiert er folgendermaßen:

„Ritterlich erschlagen die Englisch guckler Anno 1425, arme Jucke.“

Als richtiger Engländer kann er nicht an eine englische Niederlage glauben, findet auch in zeitgenössischen Chroniken keine rechte Bestätigung und will es den Historikern überlassen, diesen Punkt aufzuklären.

Als vorsichtiger Mann hat Moryson sein Geld gut versteckt: zum Teil eingenäht ins innere und äußere Wams, anderes unten in einer hölzernen Büchse, bedeckt mit einer übelriechenden Salbe gegen Krätze und schließlich sechs französische Kronen, in Tuchlappen gewickelt mit eingesteckten Nadeln „als wäre ich ein braver Ehemann, der die eigenen Kleider flickt“. Diesen Knäuel trägt er in der Hosentasche, damit man erst recht glaube, es sei etwas

wertloses. Auf französischem Gebiet, wo er von marodierenden Soldaten überfallen wird, bewähren sich seine Versteckungskünste; Salbenbüchse und Knäuel werden ignoriert und nur das eingenahte Geld findet Liebhaber.

Für Moryson gehört die Schweiz zu den sieben Gegenden, wo Reisende Summen Geldes mit großer Sicherheit bei sich tragen können. Ein langes Kapitel widmet er dem Geldwechsel und den Münzstätten der verschiedenen Länder, um dann mit behaglichen Ausführungen über das Reisen im allgemeinen seinen eigentlichen Reisebericht abzuschließen. Es folgen freilich noch langatmige Abhandlungen über die Geschichte und staatlichen Einrichtungen der Länder, die er bereist hat; sie fallen aber aus dem Rahmen des Werkes heraus und beruhen nicht mehr auf persönlicher Anschauung, sondern sind nachträglich kompiliert. In den allgemeinen Bemerkungen erteilt Moryson Ratschläge, die man heute noch manchem reich gewordenen shop-keeper aus Albion mit auf die Reise in die Schweiz geben könnte. Er rät, sich möglichst dem Lande anzupassen, in dem man längere Zeit weilt, dessen Sprache zu lernen und nicht mit den eigenen Landsleuten zusammensitzen. Als Vorschule für Auslandsreisen empfiehlt er den Engländern Deutschland, damit sie dort lernen ihren Stolz etwas zu dämpfen. „Da wir viel Beihilfe von unsern Dienern haben und die Gesellschaft geringer Leute beim Schlafen oder beim Essen verschmähen, können wir dort lernen, uns selbst zu bedienen, wo der, der in einen Schuhmacherladen kommt, die passenden Schuhe selbst herausfinden und anziehen muss. Dort lernen wir, die Gesellschaft geringer Leute zuzulassen, wo manchmal arme Teufel, ja sogar Fuhrleute in betrunkenem Zustande uns als Bettgesellen gegeben werden. Und solche Leute sitzen oft bei uns am Tisch und mancherorts trinken sie immer rund um, so dass wir wie Männer mittun und ihnen aus dem selben Becher zutrinken müssen. Dort können wir lernen, Hausmannskost essen und in armseligen Betten liegen. Aber alle, die als Fremde durch Deutschland ziehen, sind im allgemeinen unter diesem ehrlichen Volke durch keinerlei Betrügereien gefährdet.“ Über die Auslagen äußert sich Moryson: „50 oder 60 Pfund Sterling genügten zu meiner Zeit, als ich über dem Kanal war, um aufzukommen für Kost, Kleider und mäßige Vergnügungen

bei zwei Reisen jährlich im Frühjahr und im Herbst.“ Er warnt die Engländer davor, zu trinken und zu schmausen wie die Deutschen, unenthaltlich zu leben wie die Italiener und zu prassen wie die Polen, und fügt einen Rat hinzu, den heute noch viele Engländer befolgen: „Ich kann hierin unsere Landsleute empfehlen, die zwar zu Hause verschwenderisch Geld ausgeben, jenseits des Kanals aber eher darnach trachten, ihre Ausgaben einzuschränken, um ihre frühere Verschwendung wieder auszubalancieren.“

Morysons Abneigung gegen Fußwanderungen kennen wir bereits; das Reiten aber ist teuer: „Pferde kann man pro Tag für sechs oder sieben Batzen mieten, allein die Ausgaben des Reisenden werden dadurch verdoppelt, dass er ebensoviel für die Tage auslegen muss, in [denen das Pferd leer heimkehrt; dazu muss er noch einen Diener engagieren, um das Pferd zurückzubringen und auch dessen Auslagen unterwegs tragen, die in jenen Gegenden, die Wein hervorbringen, besonders anschwellen.“ Große Angst hat Moryson vor den Alpenübergängen, besonders vor Furka und St. Gotthard. „Niemand kann hinüber, bevor die Beamten, die zur Besorgung der Pässe ernannt sind, diese geöffnet haben. Über die Alpen gegen Genf und Savoyen werden die Reisenden manchmal auf Schlitten befördert, manchmal kriechen sie hinüber auf Händen und Füßen, mit Handschuhen und tüchtig genagelten Schuhen, und so oder so werden sie von den Führern immer gewarnt, ihre Augen von den Abstürzen in tiefe Täler abzuwenden. Denn manchmal passiert es, dass bei einer Ecke oder Biegung der Schlitten, auf dem der Passagier sitzt, überworfen wird und über einem schrecklich tiefen Tal hängt, so dass des Reisenden Kopf unten und die Fersen oben sind; wehe ihm dann, wenn er loslassen oder wenn das Geschirr, das den Schlitten ans Pferd bindet, brechen sollte. Ja, sogar Maultiere und Esel, die sehr langsam und daher sehr sicher gehen, fallen doch manchmal in tiefe Täler und kommen so im Schnee um.“

Recht anerkennend spricht sich unser Engländer über die schweizerische Bauart aus, seien die Häuser nun aus Haustein oder als Fachwerkbauten aufgeführt. Das größte Lob spendet er der Bauart Berns. Vom schweizerischen Handel hält er nicht viel; er bestehe hauptsächlich darin, Schweizer Vieh gegen delikate italienische Weine auszutauschen, trotzdem die Schweizer eigent-

lich gute Weine im eigenen Lande hätten. An Industrie nennt er Wollspinnereien: „Einige Schweizerkantone verdienen viel mit Wollspinnen, wobei sie Tücher von 134 Ellen fabrizieren; und damit nicht Habgier privater Leute dem Gemeinwohl Schaden zufüge, so ernennen sie Aufseher für dieses Gewerbe, die alle Betrüger strenge bestrafen und einzelne peinlich.“

Eine eingehende Schilderung der damaligen Schweizertracht übergehe ich und schließe Fyne Morysons Ausführungen mit einer allgemeinen Charakteristik der Schweizer ab: „Die Schweizer sind bürgerlich, da ihr Adel schon seit langem durch Volkserhebungen ausgerottet worden ist. Sie sind hauptsächlich Kriegerleute und beharrliche Trinker, aber selten oder nie streiten sie unter sich, weil die Gesetze große Bußen auf die legen, die sich vergehen, und der strenge Richter verschont sie nie. Von Dieben oder Mördern hört man sehr selten oder nie unter ihnen, sowohl wegen der Strenge des Gesetzes und dessen strenger Handhabung, als auch deshalb, weil sie zu Hause arbeitsam sind, und, um Armut zu vermeiden, eher geneigt sind, in ausländischen Kriegen zu dienen, als auf unrühmliche Weise zu Hause zu leben . . . Als Nahrung haben sie Honig, Butter und Milch in Hülle und Fülle, viel Wildbret aus den Alpen und besonders gute Fische aus ihren vielen Seen. In Gasthäusern bekommt man sein Essen für sechs oder sieben Batzen. Sie sind gastfreundlich Fremden gegenüber und unter sich selbst haben sie Schützenhäuser, wo sie zusammenkommen und mit Armbrust und Büchse schießen. Dort essen sie manchmal gemeinsam und laden Gäste in diese Häuser wie in ein Wirtshaus ein. Und bis zum Ende geht es dort anständig her, da die Tische der Behörden und aller Arten von Männern alle im gleichen Raum sind. Im Essen sind sie mäßig und im Trinken herrscht viel weniger Übermaß als bei den Sachsen und etwas weniger noch als bei den Oberdeutschen. Sie haben strenge Gesetze, um Trunkenbolde für ein Jahr ins Gefängnis zu werfen, und bei feierlichen Festen wird die gemeine Menge ermahnt, sich bescheiden zu benehmen; aber die Trunksucht hat solche Gönnerschaft unter den Besten, dass sie nicht ausgetilgt werden kann. Sie rühmen sich ihrer ehemaligen Mäßigkeit und sagen, Überschwang sei mit der Annahme von Militärpensionen von ausländischen Fürsten in ihr Land gekommen.“

WINTERTHUR

(Schluss folgt.)

PAUL FINK